

IRAN

Die sechsspurige Autobahn, die vom Flughafen Imam Chomeini zwanzig Kilometer durch die Ausläufer der Wüste führt, bis die südlichen Außenbezirke von Teheran erreicht sind, läßt trotz des heftigen, dabei unaggressiven Verkehrs Muße, das Bevorstehende an dem zu messen, was man zu erwarten glaubt. Eine Megalopole eines Schwellenlandes im islamischen Raum. 14, 16, 18 Millionen Einwohner? Jedenfalls eine unvorstellbare Zahl. Kairo fällt mir als Referenz ein, eine Stadterfahrung, die mich seinerzeit überforderte: Berge von Schmutz, Abfall, Unrat, eine permanente Wucherung in alle Richtungen in die Wüste hinein. Elendsquartiere, Straßenschluchten, Lärm, die Kakophonie der permanenten Muezzinrufe, der Huperei, des Geschreis in kehligem Arabisch, das es dem Sprachfremden unmöglich macht, Stimmungen einzuschätzen. Das Abheben der Maschine vom Flughafen damals eine Erlösung. Wird Teheran genauso sein oder ähnlich?

Der erste Unterschied ist das Panorama, das sich langsam aus dem Dunst schält: Schneebedeckte Gipfel bilden den Horizont, erheben sich majestätisch direkt hinter der Skyline – ein Anblick wie ein ins Gigantische vergrößertes Innsbruck.

Die südlichen Stadtviertel sind ein wenig heruntergekommen als beispielsweise in Südeuropa, (ich bin an die Bilder der neorealistischen italienischen Filme der 50er erinnert, als die römische Campagna zugebaut wurde mit Hochhaussiedlungen für die armen Landflüchtigen aus dem Süden) – aber Slums kann man das nicht nennen. Erster Eindruck, der sich in den folgenden Tagen immer mehr bestätigt und befestigt: die Stadt funktioniert. Die Polizei blitzt in regelmäßigen Abständen Raser. Der Strom fällt nicht aus. Die Müllabfuhr tut Dienst. Die Busse sind pünktlich. Teheran ist, nicht nur im Vergleich zu arabischen, sondern auch zu europäischen Städten, eine saubere Stadt. Die Wasserverwaltung dieses zu großen Teilen aus Wüste bestehenden Landes tut wahre Wunder. Was ich jetzt noch nur ahnen kann, aber bald verwundert wahrnehme: Teheran ist eine grüne Stadt, eine Stadt der öffentlichen Grünflächen, der Ruheoasen, der gepflegten Rabatten und Blumenmeere. Der Mellat-Park an der Vali-Ye-Asr-Straße erinnert an die Buttes-Chaumont in Paris, seine Blütenpracht an Bad Homburg zu Kaisers Zeiten. Dabei ist Teheran keine schöne Stadt. Es ist jung, die ältesten Bauten stammen aus dem 19. Jahrhundert. Wirkliche Schönheit, atemnehmende Stadtschönheit werde ich erst in Isfahan entdecken. „Paradies“ ist ein Wort aus dem Persischen. Das wird in Isfahan erlebbar.

Teheran steigt auf den 30 Kilometern seiner Süd-Nord-Ausdehnung von knapp über 1000 Metern bis fast 2000 Metern an, die nördlichsten und nobelsten Viertel an der Bergflanke

gehen direkt in die Hänge des Elburs-Gebirges über, dessen Kamm die Hauptstadt vom Kaspischen Meer trennt. Aber nicht nur steigt das Stadtgebiet permanent an, es ist auch auf Hunderte von Hügeln und Kuppen verteilt, und die Schluchten und Täler dazwischen werden für die Stadtautobahnen benutzt, die die Viertel miteinander verbinden und tagsüber hoffnungslos überlastet sind.

Angekommen im Hotel in einer ruhigen Sackgasse, blicke ich vom Balkon direkt in den gepflegten Garten einer von sechs- bis achtstöckigen Apartmenthäusern eingerahmten Villa. Schattenzonen, ein Pool, Wasserspiele: Ich habe gehört, daß diese Oasen hier im Teheraner Norden einmal die Regel gewesen sind, ähnlich wie in Tirana, das zweihundert Jahre quasi nur aus zweistöckigen Villen in ihren Parks bestand, die nun alle Wolkenkratzern weichen müssen.

Irgendetwas fällt mir auf, dadurch, daß es nicht da ist. Irgendetwas, das ich erwarte, fehlt. Dann bemerke ich, was es ist: Es herrscht Stille. Nur das leichte Verkehrsrauschen und das Plätschern von Springbrunnen. Ich höre keinen Muezzin. Nicht morgens, nicht mittags, nicht abends. Als ich mich erkundige, wird mir gesagt: „Ja, es gab viele Beschwerden wegen Lärmbelästigung. Danach ist angeordnet worden, daß die Muezzine leiser rufen.“ In der Islamischen Republik Iran.

Da stehe ich, im Gepäck das dicke Dossier von Amnesty International über die Menschenrechtssituation in Iran, im Ohr die jahrelange Schurkenstaat-Propaganda aus den Medien, mit der Erinnerung an die muslimischen Länder Nordafrikas und Arabiens, denen zu irgendeinem demokratischen Frühling die Zivilgesellschaften fehlen, denke an die hymnischen Berichte der Irankenner über die überbordende Gastfreundlichkeit der Menschen hier, und muß mich sortieren.

Zumindest letzteres stimmt, das erfahre ich schnell. Und wie schon im Libanon beschämen mich nicht nur Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft, sondern das allzeit offene Interesse am Fremden, seinen Erfahrungen und Ansichten. Was hatte ich damals in Berlin für Schwierigkeiten, vier deutsche Intellektuelle aufzutreiben, die daran interessiert waren, einen Abend bei mir mit dem größten libanesischen Lyriker zu verbringen...

Das andere sehe ich nicht. Franz Beckenbauer hat keine Sklaven in Qatar gesehen, das Rote Kreuz hat keine unglücklichen Menschen in Theresienstadt gesehen, und ich sehe in zwei Wochen Iran keine prügelnden oder kontrollierenden Revolutionswächter, keine Folteropfer und höre keine Schreie aus den Mauern von Evin, dem berüchtigten Gefängnis. Ein, zwei Tage lang glaube ich, das Land führe mich hinters Licht, dann entspanne ich mich und begnüge mich mit Zuhören.

Ich habe Glück. Ich erreiche Iran in einer Tauwetterperiode. Der Atomdeal läßt Iraner und westliche Geschäftsleute (die schon den Flieger aus Deutschland gefüllt hatten) auf ein nahes Ende der Sanktionen und auf eine Lockerung des Regimes hoffen. Wieder einmal. Vielleicht diesmal mit Erfolg? „Vieles ist möglich, was letztes Jahr noch nicht möglich war“, höre ich oft. Und sehe es an der Kopftuch-Ratio: Viele Frauen bedecken nur noch 50% oder weniger des Hauptes. Bei manchen hält nur der Haarknoten im Nacken das Tuch noch auf dem Hinterkopf. Sandalen und Flipflops an den nackten Füßen und lackierte Nägel – das wäre, sagt man mir, vor anderthalb Jahren definitiv noch nicht durchgegangen.

Das ganze Land testet – spielerisch, so scheint mir – permanent aus, was durchgeht. Der Fortschritt, eine Schnecke, wie wir wissen, ist in Zentimetern freier Frauenhaut pro Saison zu messen.

Dabei haben die Sanktionen eine ganze Bevölkerungsgruppe reich gemacht, manche zu Milliardären, nämlich die Zwischenhändler, die die Waren dennoch ins Land und aus dem Land hinaus schaffen. Ein unglaubliches florierendes Geschäft offenbar. Und diese Gruppen haben keinerlei Interesse an der Aufhebung des Embargos. Ebenso wenig wie das State Department, das deutsche Exportunternehmen kaltlächelnd erpreßt, nicht nach Iran zu liefern, wenn ihnen ihre Verträge mit den USA etwas wert seien.

In einem Land wie Iran wird viel gemunkelt. Der Sohn Chameineis sei mehrfacher Milliardär, ebenso die Entourage Ahmadineschads. Der florierende illegale Alkohol- und Drogenhandel werde von den Revolutionsgarden kontrolliert, ebenso der mit Satellitenschüsseln. Eine extrem praktische Spielart des Kapitalismus wäre das: Dieselbe Organisation verbietet, verkauft, entzieht, bestraft und liefert nach und verdient an allem – ein wahres Perpetuum Mobile des Profits, von dem selbst visionäre Neoliberale nur träumen können.

Das Schwierigste, wenn man ein solches Land besucht, ist von den Schwarz-Weiß-Gegensätzen, die man mitbringt, zu den Graustufen der Realität zu gelangen. Die Gleichung gebildet-agnostisch-kopftuchhassend-alkoholtrinkend-demokratisch gegen ungebildet-schwarzgekleidet-religiös-abstinent-fanatisch beispielsweise funktioniert nicht. Ich habe in Isfahan eine weltoffene Facharbeiterfamilie kennengelernt, die gegen das Regime war, aber wo die jungen und alten Frauen auch zu Hause des Kopftuch trugen, zu den großen Festen die Moschee besuchten und selbstverständlich keinen Alkohol tranken. Eine international renommierte Molekularbiologin, tief in Schwarz verhüllt. Schönheitsoperierte, wie Donatella Versace aussehende Millionärgattinnen in High Heels, ohne Kopftuch und Alkohol, dafür mit gutem Draht zu den Machthabern, einen jungen Dozenten, der mir sagte: „Je verbotener etwas ist, desto leichter kommen wir dran“.

„Das Regime hat es in dreißig Jahren geschafft, aus einem religiösen ein säkulares Volk zu machen“, höre ich. „Der Anteil derer, die noch zum Freitagsgebet geht, ist niedriger als der des sonntäglichen Kirchganges in der ehemaligen DDR.“

Aber der Gedanke, sobald das Regime den Deckel hebt, würde sich das ganze Land wie ein Mann in den American Way of Life stürzen, scheint mir auch ein Irrtum. Natürlich gieren die Menschen nach Rechtssicherheit, doch hatte ich nicht den Eindruck, daß auch alle nach Totalamerikanisierung streben, was uns ja unwillkürlich immer als der natürliche Endpunkt einer Demokratisierung erscheint.

Auf eine gelassene und freundliche Art sind die Iraner nämlich durchaus stolz auf ihr Land, auf seine Sprache, auf seine kulturelle – auch vorislamische – Überlieferung, auf seinen Eigenwert zwischen den Arabern und dem Westen. Überhaupt, die Sprache: Farsi wird leise und manchmal wie singend gesprochen und klingt melodiös und vielleicht sogar ein wenig melancholisch. Ich fühlte mich im Vergleich mit dem arabischen Stimmklang an den Unterschied zwischen Portugiesisch und Spanisch erinnert.

Zwar ist die Jugendarbeitslosigkeit hoch und hinter jedem zweiten Taxifahrer verbirgt sich ein Masterstudien-Absolvent, dennoch scheinen viele junge Leute das Land nicht endgültig verlassen zu wollen, sondern hauptsächlich, um durch einen Abschluß an einer westlichen Uni die Berufschancen in Iran zu verbessern. Denn man kann hier leben. Man kann im Winkel seiner Privatheit durchaus gut und glücklich leben. Man kann hier ein würdigeres Leben führen als in manch anderen Weltgegenden.

Nach enttäuschenden dreißig Jahren islamischer Republik mit einer Oligarchie, die alle Einkommensquellen des Staates kontrolliert, Bau, Öl, Schwerindustrie, und in die eigene Tasche wirtschaftet, gibt es ein Privatleben, und es gibt ein öffentliches und offizielles Leben und wenig Verbindung zwischen beidem.

Eine Erklärungshilfe, unter der ich mir etwas vorstellen kann, bekomme ich von einem deutschen Beamten: „Sie müssen sich den Iran denken wie die späte DDR“, sagt er. „Auf der einen Seite kompetente Fachleute, die den Laden schmeißen könnten, wenn man sie ließe. Aber überall sitzt die Partei drin, kontrolliert, bremst, verhindert durch politische Sturheit und Inkompetenz, durch Korruption und Willkür. Parteikader, Betriebskampfgruppen, der ganze Rattenschwanz an Unterdrückung und kafkaeskem Verwaltungsirrsinn – was in der DDR die Partei war, das ist hier in Iran der Apparat der Revolutionswächter und – Gardien samt ihrer Milizen und Hilfstruppen, der Basidsch, die sich seinerzeit aus dem revolutionären Lumpenproletariat rekrutiert haben.“

Es ist kein Wunder, daß Kafka einer der meistgelesenen westlichen Autoren hier ist. In der Zensurbehörde, erfuhr ich, arbeiten rund 1000 Menschen, die man niemals zu Gesicht bekommt, fast ausschließlich aus bildungsfernen Schichten aus der Provinz, die gar nicht verstehen sollen, was sie da lesen, sondern nur „Stellen“ finden und streichen. Eine feministische Verlegerin, von der 50 Bücher – ihre gesamte Produktion der letzten Jahre -, verboten sind, erklärte mir: „Das Schlimme ist, sie anerkennen nicht einmal ihre eigenen repressiven Gesetze. Die kenne und berücksichtige ich alle. Ich habe gesagt: Hier sind eure Regeln, haltet euch wenigstens daran. Aber sie scheren sich nicht darum. In diesem Staat herrscht die pure Willkür.“

Willkür ist tatsächlich ein Schlüsselwort. Willkür bedeutet völlige Unsicherheit, Unlogik, aber eben auch permanente Verhandelbarkeit von Sanktionen, Verboten und Strafen.

„Wir können uns eben auch immer wieder arrangieren“, höre ich von einer jungen Verlegerin. „Wir sind in diesem System großgeworden. Wir verstehen es. Wir sind geschmeidig.“

Der bekannte Filmregisseur Jafar Panahi zum Beispiel bewegt sich innerhalb des Landes völlig frei zwischen seinen verschiedenen Domizilen. Das Filmverbot hat ihn weder daran gehindert zu drehen, noch seine Filme ins Ausland zu schicken. Zugleich besteht ein Gefängnisurteil gegen ihn. Es wird aber nicht vollstreckt. Freunde berichten, er lebe gänzlich normal. Kann das sein?

In diesen Iraner Tagen kommt mir öfter ein gefährlicher Gedanke, den ich mir halb verbiete, weil ich weiß, daß nur sehr wenig Wahrheit in ihm steckt und sehr viel Illusion: der Gedanke, daß eine Gesellschaft wie diese hier einen wacher und alerter macht. Daß ein Anhauch von Gefahr, von existentieller Unsicherheit, auch von Unrecht, das zum Improvisieren zwingt, einen jung hält, und daß die Trägheit und Erstarrung unserer Besitzstandswahrungs-Gesellschaft verglichen damit oft langweilig und ausweglos wirkt.

Aber diesem Reiz zu verfallen ist auch ein Zeichen von Dekadenz, denn alle Menschen aus solchen unsicheren Ländern, die ich kenne, sehnen sich nach nichts mehr als nach der langweiligen Sicherheit eines Staates wie Deutschland.

Einmal habe ich auch „fanatische Massen“ zu Gesicht bekommen: Am Freitag, dem islamischen Sonntag, - auf dem berühmten Imam-Platz in Isfahan versammelten sich schon die Familien zum Picknicken und Entspannen, - wurde vor dem Ausgang der Moschee eine Demonstration initiiert, die sich in erster Linie gegen Saudi Arabien richtete, aber auf den Handzetteln, die den aus der Moschee Strömenden in die Hand gedrückt wurden, um die Parolen zu skandieren, stand natürlich auch „Nieder mit USA, nieder mit Israel“. Die Ordner kanalisiert diejenigen Gebetsbesucher, die mitliefen und an ihrer Kleidung als Leute aus

einfacheren Verhältnissen erkennbar waren, die Frauen alle konservativ schwarz gekleidet und verhüllt. Insgesamt war es ein Zug von etwas über 500 Menschen. Auf halber Strecke längs des Platzes stand ein Einpeitscher mit Mikro auf einer Kiste, dahinter war ein Kamerakran aufgebaut, von dem aus ein TV-Team die fäusteschwingenden Menschen im Moment der größten Lautstärke aufnahm. Die Demonstranten waren größtenteils Familien, die kleinen Kinder hockten beim Vater auf den Schultern, und nach einer halben Runde um den Platz zerstreuten sie sich, legten die Picknickdecken aus und trafen Freunde zum Feiertagsplausch oder wurden mit denselben Linienbussen davongekarrt, die sie gebracht hatten. Das Fernsehteam hatte seine Aufnahmen nach knapp zehn Minuten im Kasten, der Einpeitscher stieg von seiner Kiste und rauchte mit seinen Freunden. Nach einer knappen Stunde gehörte der Platz wieder den Menschen und den Fiakerkutschern für ihre Wettfahrten. Ich will nichts verharmlosen. Es gibt das Andere. Ich glaube nur, die tiefere Wahrheit über ein Land, seine Menschen, seine Epochen, findet sich nicht in den Medien, sondern in seiner großen Literatur: Nun denn. Wer etwas erfahren will über die iranische Spielart einer Revolution, in der immer das Lumpenproletariat die Macht der Straße übernimmt, das schöne Alte zerstört, sich rächt und sich bereichert, der lese Amir Hassan Cheheltans bei C.H. Beck erschienenen Roman „Teheran - Stadt ohne Himmel“. Und wer den Mut hat, in den Horror einzutauchen, den Unrechts- und Gewaltregime am Körper und an der Seele von Menschen begehen, der lese das Meisterwerk des Nestors der iranischen Literatur, Mahmoud Dolatabadis „Der Colonel“, erschienen hierzulande im Unions-Verlag, und ebenso wie Cheheltans Buch in Iran bis heute nicht veröffentlicht. Danach braucht es die Mahnungen und Meinungen eines Touristen ebensowenig wie tendenziöse Medienberichte.

Am Vorabend meiner Abreise schüttelt ein seit Jahren in Iran ansässiger Europäer traurig den Kopf: „Der Westen hat nie wieder ein solchen natürlichen Alliierten in der Region gefunden wie Iran. Es wäre doch alles da. Die Zivilgesellschaft. Die Wirtschaftskraft. Die Kultur. Das Interesse der Menschen. Was wollen wir denn stattdessen mit den saudischen Barbaren? Es müsste sich nur etwas an dem Regime hier ändern, und das wäre der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.“

Ja, da müsste sich das eine oder andere ändern, und ein kleinwenig müsste sich auch an unserer Einstellung ändern.